

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

Gedanken zum 29. Sonntag im Jahreskreis · Jesaja 45,1.4–6 und Matthäus 22,15–21



Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel



Unterwegs zwischen den Bergen und Seen der Innerschweiz – ein Blick in die Weite.

Das Zweite Vatikanische Konzil beginnt seine Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* mit einem wunderbaren Gedanken: Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.

Ich empfinde das als einen wesentlichen Auftrag meines priesterlichen Dienstes. Kirche darf sich nicht aus dem Leben der Menschen zurückziehen. Sie muss dort sein, wo Menschen feiern, lachen, arbeiten und sich engagieren. Aber ebenso dort, wo sie leiden, krank sind oder Abschied nehmen müssen.

Gerade in einer Dorfgemeinschaft wie Vals lässt sich das unmittelbar erfahren. Kirchliches Leben geschieht nicht nur während der Gottesdienste, sondern ebenso bei einem Fest, auf der Strasse, bei einem Besuch im Altersheim oder bei einer zufälligen Begegnung. Doch wie weit soll diese Öffnung zur Welt gehen? Und wo braucht es auch Grenzen?

Von Vals nach Ob- und Nidwalden – und wieder zurück

Gestern durfte ich wieder einmal in meine frühere Heimat Ob- und Nidwalden zurückkehren. Gemeinsam mit zwei Ministranten und einer Mutter aus Vals war ich zur Wallfahrt zum Sarner Jesuskind unterwegs. Ein solcher Tag ist nicht

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

einfach eine Fahrt zu einer religiösen Veranstaltung. Er ist ein Stück gelebte Kirche: miteinander unterwegs sein, beten, essen, staunen, lachen – und manchmal auch miteinander ringen.

Die Wallfahrt zum Sarner Jesuskind im Benediktinerinnenkloster St. Andreas ist aus dem Gebet um Frieden erwachsen. Seit dem Zweiten Weltkrieg kommen Menschen dorthin, um ihre Sorgen und Hoffnungen vor Gott zu tragen. Gestern war dieses Anliegen auch das unsere. Vor einer Darstellung des Jesuskindes wird die Welt nicht kleiner; vielleicht lernen wir gerade dort, wie sehr wir auf Frieden und Versöhnung angewiesen sind.

In Sarnen gab es auch einen Döner. Und ausgerechnet dort begegnete ich einem ehemaligen Ministranten aus Alpnach. Solche zufälligen Begegnungen sind für mich ein Geschenk. Sie erinnern mich daran, dass die Menschen meiner früheren Pfarrei nicht einfach Vergangenheit sind. Beziehungen lassen sich nicht mit einer Versetzungsverfügung beenden. Sie gehen manchmal auch weiter, verändern sich und können neu wachsen.

Und heute Abend steht bereits ein Essen mit dem Mesmer aus Alpnach an. Ich freue mich darauf. Gerade diese kleinen, ganz unspektakulären Begegnungen helfen mir, nicht in einer blossen Rückschau auf Verletzungen stecken zu bleiben. Versöhnung braucht nicht immer grosse Erklärungen. Manchmal beginnt sie mit einem gemeinsamen Tisch.

Ein Kino in der Kirche

Ich erinnere mich an eine Begebenheit aus meiner Praktikumszeit in Leonberg, vermutlich um das Jahr 2009. Damals beteiligten wir uns an der 72-Stunden-Aktion der katholischen Jugend. Junge Menschen engagierten sich für soziale Projekte und sammelten Geld für einen guten Zweck.

Wir hatten die Idee, in der Kirche einen Kinoabend zu veranstalten. Wenn ich mich recht erinnere, zeigten wir den schwedischen Film «Wie im Himmel».

Ein wunderbarer Film, der von Musik, Gemeinschaft, menschlichen Verletzungen und der Sehnsucht nach einem erfüllten Leben erzählt. Allerdings enthält er auch eine Nacktszene. Ich meine mich zu erinnern, dass wir diesen Film tatsächlich in der Kirche vorführten und dafür Eintrittsgeld sammelten.

Ob es genau dieser Film war, kann ich nach so vielen Jahren nicht mehr mit letzter Sicherheit sagen.



War das richtig? Damals erschien uns die Idee sinnvoll. Wir wollten Menschen erreichen, Gemeinschaft ermöglichen und mit den Einnahmen etwas Gutes bewirken. Vor allem sollten junge Menschen erleben, wie viel Freude es machen kann, gemeinsam anzupacken, sich anzustrengen und innerhalb von drei Tagen etwas auf die Beine zu stellen. Nicht einfach konsumieren, sondern selbst etwas schaffen. Verantwortung übernehmen und am Ende stolz auf ein gemeinsam erreichtes Ziel zurückblicken.

Eigentlich ein wunderbares Beispiel dafür, was es bedeuten kann, von Gott gegürtet zu sein: nicht bequem sitzen bleiben, sondern aufstehen und handeln.

Heute frage ich mich allerdings, ob wir bei aller Begeisterung genügend darüber nachgedacht haben, was es bedeutet, einen Kirchenraum für eine solche Veranstaltung zu nutzen. Nicht, dass eine Nacktszene an sich schon etwas Unwürdiges wäre. Schliesslich gehört die Leiblichkeit zum Menschen, den Gott nach seinem Bild geschaffen hat. Die Frage liegt tiefer: Wird durch eine solche Veranstaltung etwas von der besonderen Würde des Kirchenraums erfahrbar?

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

Oder wird die Kirche einfach zu einem Kinosaal, der sich nur noch durch seine Architektur unterscheidet?

Ich möchte diese Frage bewusst offenhalten. Schliesslich war ich damals selbst beteiligt. Vielleicht bewahrt mich gerade das davor, vorschnell über ähnliche Projekte anderer zu urteilen.

Ein Schwimmbad als Fenster zum Himmel

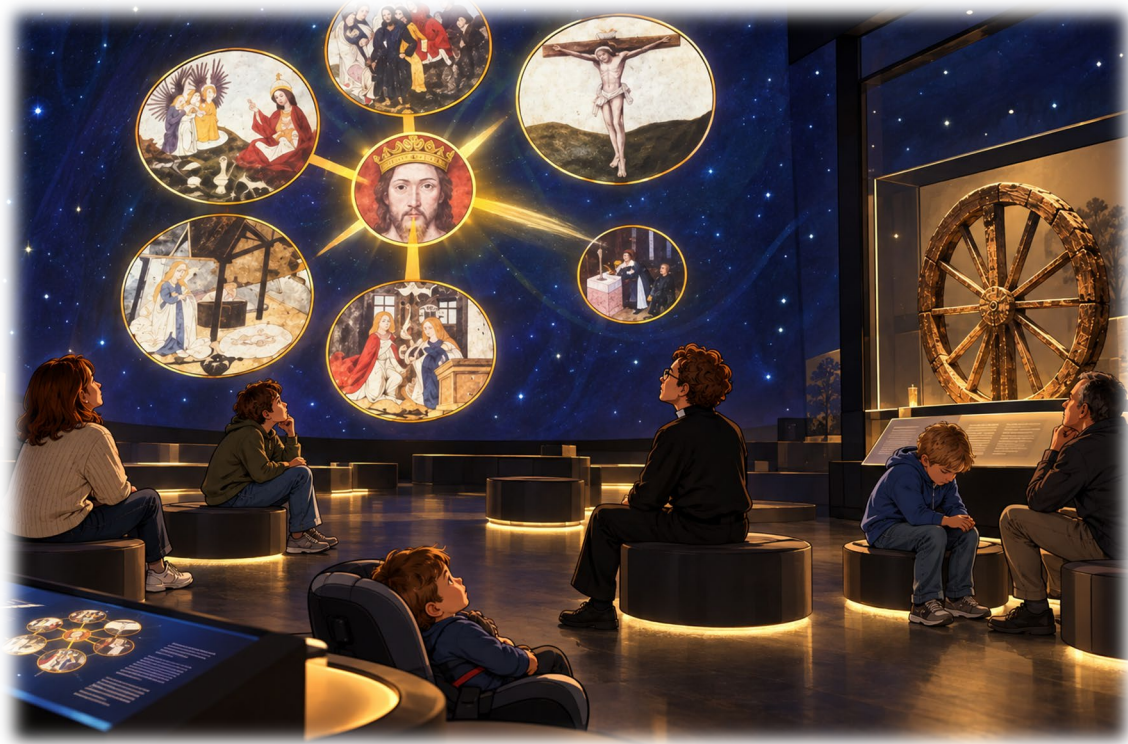
Gestern war ich ausserdem im Haus Bethanien in St. Niklausen, ganz in der Nähe der Ranft. Dort befindet sich im ehemaligen Hallenbad das «Lumeum», eine eindrückliche multimediale Darstellung des Lebens von Niklaus von Flüe und Dorothee Wyss. Ausgerechnet ein früheres Schwimmbad wurde zu einem Raum, in dem Bilder, Licht und Musik die Geschichte zweier Menschen erzählen, die mit ihren Entscheidungen bis heute Fragen an uns stellen.

Hier lohnt sich ein Vergleich mit dem Kino in der Kirche. In Leonberg hatten wir einen sakralen Raum für eine Filmvorführung genutzt. Im Bethanien ist der Weg gewissermassen umgekehrt: Ein ehemaliger Freizeitraum wird zum Ort der Besinnung. Nicht der Projektor und nicht die moderne Technik entscheiden darüber, ob ein Raum uns für Gott öffnet. Entscheidend ist, was mit den Menschen geschieht, die ihn betreten. Ein ehemaliges Schwimmbad kann zum Fenster zum Himmel werden. Und eine Kirche kann dieses Fenster verstellen, wenn wir ihre besondere Aufgabe aus dem Blick verlieren.

Die Lebensgeschichte von Bruder Klaus gehört in diese Überlegung hinein. Er ist für mich kein einfacher Held, dem alles mühelos gelungen wäre. Seine Entscheidung, Familie und Hof zu verlassen, lässt sich ohne Dorothee und ihre eigene Lebensgeschichte nicht verstehen. Auch seine Friedensbotschaft fiel nicht vom Himmel wie eine fertige Lösung. Sie erwuchs aus einer ernsthaften Auseinandersetzung mit Gott, mit sich selbst und mit den Konflikten seiner Zeit. Sein berühmtes Gebet «Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu dir» ist keine Einladung zur Weltflucht, sondern eine radikale Frage nach der inneren Freiheit.

Die Nähe zum Ranft, die Erinnerung an Bruder Klaus und die Bilder von Niklaus und Dorothee haben mich gestern besonders bewegt, weil ich selbst über Versöhnung nachdenke. Wie gehe ich mit Erfahrungen um, die mich verletzt haben? Wie bleibe ich meiner Überzeugung treu, ohne andere Menschen darauf

festzulegen, was einmal zwischen uns stand? Vielleicht besteht Frieden nicht darin, Unterschiede zu übertünchen, sondern darin, einander trotz dieser Unterschiede neu begegnen zu können.



Eine Frage allerdings ist mir am Ende dieser eindrucksvollen Vorstellung geblieben. Dort wurden Menschen gewürdigt, die sich in Geschichte und Gegenwart für Freiheit und Menschenrechte eingesetzt haben und damit ein Zusammenhang mit dem heiligen Bruder Klaus und seiner Botschaft vom Frieden hergestellt.

So sehr ich den Mut vieler dieser Persönlichkeiten bewundere, so sehr frage ich mich, ob eine solche Zusammenstellung angesichts der gegenwärtigen Konflikte tatsächlich immer dem Frieden dient.

Denn wer als Freiheitskämpfer gilt, hängt nicht selten davon ab, von welcher Seite einer Grenze oder einer Frontlinie aus wir auf ihn blicken. Was für die einen der mutige Widerstand gegen ein autoritäres Regime ist, wird von anderen als Bedrohung der eigenen staatlichen Ordnung dargestellt. Umgekehrt wird auch die Berufung auf Freiheit bisweilen dazu benutzt, politische Einflussnahme, Gewalt oder sogar die Aneignung fremden Territoriums zu rechtfertigen.

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

Damit möchte ich keineswegs alle diese Menschen und ihre Anliegen auf eine Stufe stellen. Es gibt einen grundlegenden Unterschied zwischen dem gewaltlosen Eintreten für Menschenwürde und dem Versuch, anderen die eigene Ordnung aufzuzwingen. Gerade deshalb halte ich es für wichtig, genauer hinzusehen, bevor wir Menschen zu Helden erklären.

Vielleicht hätte ich mir am Ende dieser ansonsten so berührenden Darstellung deshalb weniger eine Galerie von Freiheitskämpfern als vielmehr eine offene Frage gewünscht: **Welche Freiheit dient tatsächlich dem Frieden – und welche wird nur im Namen der Freiheit verteidigt oder erkämpft?**

Gerade Bruder Klaus könnte uns dabei ein wichtiger Gesprächspartner sein. Seine Friedensbotschaft erschöpft sich nicht darin, für die eigene Sache recht zu behalten. Sie fordert uns vielmehr heraus, die eigenen Interessen zu prüfen, die Würde des anderen anzuerkennen und auch dort nach Verständigung zu suchen, wo uns das besonders schwerfällt.

Vielleicht liegt darin die eigentliche Stärke eines solchen Ortes: dass er uns nicht nur beeindruckt, sondern auch zum Nachdenken und zum Widerspruch einlädt.

Wenn Gesang zum Gebet wird

Einige Jahre nach unserem Kirchenkino in Leonberg durfte ich als Vikar in Alpnach viele schöne Gottesdienste erleben. Wenn die Menschen dort das «Grosser Gott, wir loben dich» zweistimmig sangen, wenn das Bruder-Klausen-Lied erklang oder der Kirchenchor Cäcilia musizierte, war das für mich weit mehr als ein musikalisches Ereignis.

Auch den Alpsegen in seinen unterschiedlichsten Ausformungen habe ich als etwas wunderbar Schönes und Existentielles empfunden.

Menschen brachten ihre Stimmen, ihre Geschichte und ihre Hoffnung vor Gott. Sie stimmten in ein Gebet ein, das schon Generationen vor ihnen getragen hatte und hoffentlich noch Generationen nach ihnen tragen wird. In meinem damals entstandenen Abschiedsmanuskript habe ich von einer Verbundenheit geschrieben, die über Zeit und Raum hinausreicht.

Gerade vor diesem Hintergrund hat mich eine andere Erfahrung tief getroffen. Bei einer Theaterraufführung in der Kirche wurde das Te Deum, der grosse alte

Lobgesang der Kirche, bewusst schief gesungen und verfremdet. Ich weiss heute nicht mehr, welche künstlerische Absicht genau dahinterstand. Ich möchte niemandem böse Absichten unterstellen. Aber ich erinnere mich noch gut, wie verletzt ich mich fühlte.

Das Te Deum ist für mich ein Gebet. Und plötzlich wurde dieser Gesang an jenem Ort, an dem er eigentlich als Gebet erklingen sollte, zum Gegenstand einer bewussten Verfremdung. Vielleicht war ich damals besonders empfindlich. Doch diese Empfindung möchte ich auch heute nicht einfach als jugendliche Überempfindlichkeit abtun- zumal ich ja auch schon deutlich über 30 Jahre, ja zugegeben: schon über 40 Jahre alt gewesen bin.

Dabei geht es mir keineswegs um musikalische Perfektion. Ich selbst habe oft genug die richtigen Töne verfehlt und während meiner Zeit in Alpnach immer wieder meine Stimme verloren. Die Menschen haben mir das mit viel Wohlwollen verziehen. Gerade deshalb weiss ich: Es ist ein Unterschied, ob ein Gebet aus menschlicher Unvollkommenheit schief klingt oder ob seine Verfremdung Teil einer Inszenierung wird.

Ein Kirchenraum ist für mich nicht bloss ein Raum, in dem die Kirche Veranstaltungen durchführt. Er ist ein Raum, in dem Menschen etwas von Gottes Gegenwart erfahren dürfen. Ein Fenster zum Himmel. Und Fenster sollte man nicht einfach zustellen, nur weil man gerade einen zusätzlichen Platz für eine Veranstaltung braucht.



Blick auf Alpnach – ein Ort vieler wertvoller Begegnungen und Erfahrungen.

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

Eine Kirche mit vier Aufgaben

In meinem noch immer unveröffentlichten Abschiedsmanuskript erinnere ich mich auch an einen Religionstag mit Kindern in Alpnach. Wir beschäftigten uns mit den vier Grundvollzügen der Kirche: Gemeinschaft, Liturgie, Verkündigung und Dienst am Nächsten. Die Kinder lernten etwas über weltweite Solidarität, begegneten älteren Menschen und entdeckten in der Pfarrkirche Zeichen des Glaubens.

Diese Verbindung finde ich bis heute schön. Kirche besteht nicht nur aus Gottesdiensten. Sie lebt ebenso von der Begegnung zwischen Jung und Alt, von der Sorge für Menschen, die Hilfe brauchen, und von der Verantwortung für unsere gemeinsame Welt. Aber sie braucht auch den Raum des Gebetes – nicht als Gegensatz zu den anderen Aufgaben, sondern als deren geistliche Mitte.

Die heutige Lesung aus Jesaja erinnert uns daran, dass Gott sogar durch Kyrus wirken kann, einen Menschen, der ihn gar nicht kennt. Umso weniger dürfen wir meinen, wir hätten Gott für uns allein gepachtet. Doch wir dürfen und sollen von ihm erzählen und Orte offenhalten, an denen Menschen ihm begegnen können.

Bowling, Kinder und die Kunst, aufrecht zu bleiben

Zum gestrigen Tag gehörte auch ein Besuch auf der Bowlingbahn. Für die beiden Ministranten war es das erste Mal. Plötzlich wurde aus unserem grossen Thema vom Gegürtetsein eine sehr handfeste Übung: Welche Kugel kann ich überhaupt halten? Wie schwer darf sie sein? Passen die Löcher zu meinen Fingern? Und wie stehe ich, damit ich sie nicht nur irgendwie wegwerfe, sondern gezielt ins Rollen bringe?

Wer eine zu schwere Kugel nimmt, wird rasch unsicher. Wer sie verkrampft festhält, verliert die Leichtigkeit. Und wer sich nur auf die Kegel konzentriert, vergisst womöglich die eigene Haltung. Die passende Kugel zu finden, braucht ein wenig Selbsterkenntnis. Dann heisst es üben, Fehler machen, lachen und es noch einmal versuchen. Die Kraft allein genügt nicht. Auch Gleichgewicht, Geduld und ein gutes Mass sind gefragt.



Ich musste dabei an das Bild aus Jesaja denken: Gott gürtet einen Menschen, damit er handeln kann. Er macht ihn nicht zum unfehlbaren Meister. Er schenkt ihm Möglichkeiten, die er selbst ergreifen und einüben muss. Vielleicht gehört zu einem aufrechten Leben auch, das richtige Mass für die eigene Kraft zu finden. Nicht jede Herausforderung ist schon deshalb gut, weil sie möglichst gross ist.

Wer mit Kindern unterwegs ist, weiss freilich auch, dass ein gemeinsamer Ausflug nicht nur aus solchen heiteren Augenblicken besteht. Auf einer längeren Autofahrt treffen unterschiedliche Wünsche, Müdigkeit, Begeisterung und Ungeduld aufeinander. Es wird diskutiert; manchmal braucht es klare Grenzen, manchmal ein Nachgeben, manchmal schlicht Geduld. Ich habe dabei wertvolle Einblicke gewonnen – und auch gespürt, wie anstrengend es sein kann, immer wieder neu zu vermitteln.

Das ist nichts Aussergewöhnliches. Für viele Eltern gehört es zum Alltag, oft ohne Pause und ohne feierlichen Rahmen und mit viel kleineren Budget, als ich es gestern für unseren Ausflug hatte. Auch wir Priester stehen nicht ausserhalb solcher Erfahrungen. Wenn wir Menschen begleiten wollen, müssen wir lernen, Spannungen auszuhalten, zuzuhören und nicht jeden Konflikt mit Autorität zu

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

beenden. Versöhnung ist ein Dienst, der viel Kraft kostet und zugleich sehr viel schenken kann. Von den Kindern habe ich gestern mindestens ebenso viel gelernt, wie ich ihnen vielleicht mitgeben konnte.

Warum ich damals weitergezogen bin

Wenn ich heute auf Alpnach zurückblicke, sehe ich viele wunderbare Menschen vor mir. Menschen, die mir vertraut haben, die mich an ihrer Freude und Trauer teilhaben liessen, die mich mit meinen Schwächen angenommen haben. Gerade bei Taufen, Beerdigungen und vielen persönlichen Begegnungen durfte ich erfahren, was Seelsorge im Innersten bedeutet. Das möchte ich nicht missen.

Und doch gab es daneben auch andere Erfahrungen. Die Aufführung des Te Deum war nur eine davon. Bei Fragen der Liturgie, der Zusammenarbeit und des Umgangs mit kirchlicher Verantwortung spürte ich zunehmend Spannungen. Auch bei besonders kreativen Formen kirchlichen Feierns, etwa an der Fasnacht, stellte sich mir immer wieder die Frage nach dem Mass: Wann bereichert die Kultur eines Dorfes die Liturgie? Und wann wird die Liturgie selbst zur Bühne einer Veranstaltung?

Ich weiss, dass andere Menschen dieselben Situationen anders erlebt haben mögen. Ich möchte ihnen dieses Recht zugestehen. Auch ich habe Fehler gemacht, war manchmal ungeduldig und vielleicht zu empfindlich. In meinem Abschiedsmanuskript habe ich ausdrücklich um Vergebung gebeten und den Menschen gedankt, die mir mit Wohlwollen begegnet sind.

Ursprünglich war vorgesehen gewesen, dass ich nach meiner Vikarszeit in Alpnach als Pfarrer tätig werden sollte. Doch aus vielen Erfahrungen zusammen entstand bei mir die Frage, ob ich unter den gegebenen Umständen tatsächlich der Pfarrer sein könnte, den die Menschen verdienten und der ich selbst gerne sein wollte.

Es ging nicht um eine einzelne Aufführung oder eine persönliche Enttäuschung. Es ging um mein Verständnis von Kirche, von geistlicher Freiheit und von Verantwortung. Ich wollte nicht nur eine kirchliche Organisation mitgestalten, sondern in innerer Überzeugung Menschen helfen, Gott zu begegnen. Schliesslich entschied ich mich, weiterzuziehen.

Diese Gedanken habe ich damals in einem umfangreichen persönlichen Abschiedsmanuskript festgehalten. Es ist bis heute unveröffentlicht geblieben. Die Menschen in Alpnach kennen also vieles von dem, was ich damals niedergeschrieben habe, gar nicht oder eben nur aus ihrer eigenen Wahrnehmung und Perspektive. Auch dieser Artikel hier ist keine vollständige Veröffentlichung jener Aufzeichnungen, obwohl ich meinen Text von Damals Chatgpt zum Einarbeiten zur Verfügung gestellt habe. Ich greife lediglich einige Erinnerungen heraus, weil sie mir helfen, über die heutige Schriftlesung und meine Berufung nachzudenken.

Ich schreibe das nicht, um alte Konflikte neu anzufachen oder über Menschen zu urteilen. Vielmehr möchte ich erklären, weshalb mein Weg damals anders weiterging als zunächst geplant – und zugleich danken für alles, was mir in Alpnach geschenkt wurde.

Ein Versäumnis, für das ich um Entschuldigung bitte

Bei aller Freude über das Unterwegssein gehört zu diesen Tagen auch eine schmerzliche Erinnerung an meine Verantwortung hier in Vals. Für eine liebe verstorbene Valserin haben die Todesglocken zu spät geläutet. Das hätte nicht so geschehen sollen. Den Angehörigen und allen, denen dieses Zeichen des Abschieds wichtig ist, möchte ich dafür ausdrücklich um Entschuldigung bitten.

Gerade die Todesglocken sind mehr als eine organisatorische Einzelheit. Ihr Klang verbindet ein Dorf im Moment des Abschieds. Sie geben einer Trauer Raum, die nicht nur die unmittelbar betroffene Familie angeht. Wenn dieses Zeichen verspätet kommt, lässt sich das nicht einfach mit einem schönen theologischen Gedanken wegrede. Verantwortung bedeutet auch, Fehler einzugestehen und dafür Sorge zu tragen, dass es künftig besser gelingt.

Ich könnte den Fehler nun natürlich auch versuchen auf die Technik zu schieben. Doch ich für meinen Teil bin der festen Überzeugung, dass wir uns um eine Zukunft bemühen sollten, in der die Menschen weiterhin die Verantwortung tragen.

Für sich selbst und für die Algorithmen, die sie nützen und programmieren und auf die Welt loslassen.

Ich hoffe und bete, dass die Menschen, die an sogenannten autonomen Waffensystemen arbeiten und sie auch einsetzen, sich ihrer Verantwortung bewusst sind.

Vom Programmierer angefangen bis zu den Präsidenten von Staaten und von anderen legitimen-, als auch illegitimen Organisationen.

Doch auch dies im Vertrauen darauf, dass wir Menschen mit Gottes Hilfe dazu im Stande sind, die neuen Techniken, die uns geschenkt werden zum Guten zu gebrauchen.

Vielleicht gehört gerade das zu einem aufrechten Gang: nicht so zu tun, als hätte man alles im Griff. Wer von Gott gegürtet ist, darf um Verzeihung bitten, ohne deshalb seine Würde zu verlieren. Und wer anderen Versöhnung predigt, muss bereit sein, sie selbst zu suchen.

Dankbarkeit für einen neuen Weg

Zu diesem Rückblick gehört für mich ganz wesentlich eine weitere Erfahrung: die Dankbarkeit darüber, dass ich nicht einfach irgendwohin geschickt wurde, sondern bei meiner weiteren Zukunft auch ein Stück weit mitentscheiden durfte.

Natürlich entscheide ich als katholischer Priester nicht allein über meine Stelle. Letztlich liegt diese Verantwortung beim Bischof. Und doch habe ich erlebt, dass meine persönliche Situation, meine Begabungen und meine Hoffnungen ernst genommen wurden. Besonders dankbar bin ich der Personalverantwortlichen, die mir Vals als mögliche neue Wirkungsstätte vorgeschlagen hat. Rückblickend scheint sie dafür ein gutes Gespür gehabt zu haben.

Zumindest im Augenblick empfinde ich meinen Dienst hier so: Ich bin weder überfordert noch unterfordert. Die Aufgaben sind vielfältig, manchmal anstrengend, gelegentlich auch überraschend. Aber sie fordern mich gerade in einem Mass heraus, das mich wachsen lässt und mir Freude bereitet.

Natürlich weiss ich nicht, was die kommenden Jahre bringen werden. Auch in Vals wird nicht immer alles einfach sein. Und meine Sicht auf die Dinge ist gewiss nicht die einzige. Aber heute darf ich mit Dankbarkeit sagen: Ich habe das Gefühl, am richtigen Ort zu sein.

Dafür danke ich den Menschen, die mir diesen Weg ermöglicht haben – der Personalverantwortlichen, dem Bischof und allen, die mir in Alpnach und nun in Vals mit Vertrauen begegnet sind. Gerade weil die letzte Entscheidung nicht bei mir allein lag, ist es für mich ein besonderes Geschenk, dass ich mich in dieser Entscheidung wiederfinden kann.

So darf ich erhobenen Hauptes, mit Hoffnung und Zuversicht, in meine persönliche Zukunft und in die Zukunft unserer Pfarrei gehen. Vielleicht ist auch das eine Erfahrung dessen, wovon Jesaja spricht: Gott gürtet einen Menschen, manchmal noch bevor dieser selbst weiss, wohin sein Weg führen wird.



Begegnung mit gelebter Tradition: Das Leben der Menschen gehört zum Leben der Kirche.

Offenheit braucht ein eigenes Profil

Damit komme ich zu einer Spannung, die mich bis heute beschäftigt. Auf der einen Seite bin ich überzeugt, dass sich die Kirche öffnen muss. Sie darf keine abgeschlossene Sonderwelt bilden, in der nur noch Menschen willkommen sind, die ohnehin schon glauben.

Wo Menschen füreinander Verantwortung übernehmen, Frieden stiften, Schwache schützen oder anderen ihre Würde zurückgeben, kann etwas von Gottes Wirken sichtbar werden. Auf der anderen Seite darf Offenheit nicht bedeuten, dass die Kirche ihre eigene Identität verliert.

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

Unsere Kirchenräume sind nicht deshalb wertvoll, weil sie schöne Kulissen für Veranstaltungen bieten. Sie sind wertvoll, weil sie einen Raum eröffnen, in dem der Mensch über sich selbst hinausblicken kann. Hier darf er still werden, danken, klagen, hoffen und beten. Hier begegnet er einer Wirklichkeit, die sich nicht kaufen, organisieren oder herstellen lässt.

In einer Welt, in der fast alles verfügbar, nutzbar und verwertbar werden soll, bewahrt die Kirche Räume, die sich dieser Logik entziehen. Räume, in denen der Mensch nichts leisten muss, um wertvoll zu sein. Räume, in denen er nicht Konsument, Kunde, Zuschauer oder Showman ist, sondern Geschöpf Gottes.

Dem Kaiser geben, was des Kaisers ist

Damit sind wir beim Evangelium des kommenden Sonntags. Jesus lässt sich eine Münze zeigen und fragt, wessen Bild sie trägt. Es ist das Bild des Kaisers. Und er antwortet: Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört.

Was aber gehört Gott? Nach dem biblischen Schöpfungsbericht trägt der Mensch selbst das Bild Gottes. Deshalb kann kein Kaiser, kein Staat, keine gesellschaftliche Institution und auch kein wirtschaftliches System den ganzen Menschen für sich beanspruchen. Das gilt ebenso für die Kirche.

Gerade unser schweizerisches Kirchensteuersystem macht diese Spannung sichtbar. Es ermöglicht viel Gutes und schafft verlässliche Voraussetzungen für Seelsorge, Gebäude und soziale Aufgaben. Ich selbst profitiere als Priester davon und bin dankbar. Aber gerade deshalb muss ich mich fragen, ob finanzielle Absicherung manchmal auch Abhängigkeiten schafft, die unsere geistliche Freiheit einschränken.

Die Kirche soll mitten in der Welt sein. Aber sie muss zugleich etwas bewahren, das nicht einfach in dieser Welt aufgeht. Vielleicht lässt sich das mit einem Bild ausdrücken: Die Kirche soll ihre Türen weit öffnen, ohne dabei das Fenster zum Himmel zu verschliessen.

Ein Höhenflug mit Nebenwirkungen – von Gameboys, königlichen Ferienorten und der Kunst, wieder Boden unter den Füßen zu gewinnen

Gestern durfte ich mit «Birdly» auch noch einen virtuellen Flug über Morschach und die Landschaft meiner früheren Heimat unternehmen. Für einen Augenblick

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

öffnete sich der Blick in die Weite: Berge, Täler und vertraute Orte aus einer ungewohnten Perspektive.

Leider schaffte ich es in den drei Minuten nur bis kurz vor Trachslau im Alptal. Mein eigentliches Ziel, Schindellegi und Einsiedeln, blieb unerreicht. Vielleicht wäre ich aber ohnehin irgendwann an die Grenzen dieser Simulation gestossen. Auch in der virtuellen Welt scheint die Freiheit nicht ganz grenzenlos zu sein.

Bei einem zweiten Flug versuchte ich dann, mich in die Perspektive eines jener modernen, aus meiner Sicht durchaus tragischen Helden aus der Welt des «Roten Bullen» zu versetzen: Menschen, die mit waghalsigen Flugmanövern die Grenzen des menschlich Möglichen ausloten und dabei manchmal auch ihr Leben riskieren.

Das bekam mir allerdings weniger gut.



Während andere solche Kunststücke offenbar mit Begeisterung vollführen, war bei mir schon nach kurzer Zeit Schluss. Mir wurde so übel, dass ich auf einen weiteren Start in Morschach und den erhofften Rundflug über meine andere alte

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

Heimat am gegenüberliegenden Ende des Vierwaldstättersees verzichten musste.

Eine Erfahrung, die mir nicht ganz unbekannt ist. Schon beim Flugsimulator von Microsoft musste ich feststellen, dass meine Begeisterung für die Fliegerei offenbar grösser ist als die Begeisterung meines Gleichgewichtssinns für virtuelle Flugmanöver.

Wobei ich zu meiner Verteidigung sagen möchte: Ich glaube durchaus, dass ich in einem richtigen Flugzeug mehr vertragen würde. Vermutlich liegt es weniger an meiner Flugtauglichkeit als an der VR-Brille. Die zeigt meinen Augen eine Bewegung, von der mein übriger Körper offenbar nichts mitbekommen hat. Und wenn sich Augen und Gleichgewichtssinn nicht einig sind, kann der menschliche Magen zum ausgesprochen überzeugenden Schiedsrichter werden.

Eine königliche Reise mit ungeplantem Zwischenhalt

Vielleicht erklärt sich meine besondere Aufmerksamkeit für solche körperlichen Reaktionen aber auch durch eine Erfahrung aus meiner Kindheit.

Es muss ungefähr um das Jahr 1990 gewesen sein. Meine Cousine besass damals etwas, das für mich einen geradezu unermesslichen Wert hatte: einen Gameboy.

Ich hatte keinen.

Dafür durfte ich mit meiner Cousine, meinem Onkel und meiner Tante meine erste grosse Reise ohne meine Eltern unternehmen. Unser Ziel war die Schweiz, genauer gesagt Klosters.

Ein Ort, an dem damals auch die britische Königsfamilie gerne ihre Ferien verbrachte. Prinz Charles und Prinzessin Diana waren dort regelmässig zu Gast. Das hatte durchaus etwas Königliches.

Meine eigene Ankunft in der Schweiz verlief allerdings alles andere als majestätisch.

Bei dem Spiel «Tetris» hatte ich versucht, die Dinge möglichst schnell so zu verändern, dass sie sich fügen und dass sie passen.

Irgendwo unterwegs wurde mir wahrscheinlich wohl schon auch aufgrund dieses Spiels schlecht.

Und zwar richtig schlecht.



Ich übergab mich im Auto meines Onkels. Nicht gerade die vornehme Art, in einem Ferienort anzukommen, in dem sich gelegentlich Prinzen aufhielten.

Ob der Gameboy dabei eine Rolle gespielt hat, weiss ich heute nicht mehr. Vielleicht war es die ungewohnte Reise, vielleicht die kurvenreiche Strecke, vielleicht auch die Begeisterung für dieses kleine elektronische Wunderwerk.

Jedenfalls war das Ergebnis unübersehbar. Und vermutlich auch nicht zu überriechen.

Meine Tante musste zunächst an einem Dorfbrunnen meine Kleider notdürftig auswaschen.

Man stelle sich das vor: Andere Menschen fahren nach Klosters, um die herrliche Bergwelt zu geniessen oder vielleicht einen Blick auf die königliche Familie zu erhaschen. Meine Tante steht am Dorfbrunnen und versucht, die Garderobe ihres Neffen wieder in einen gesellschaftsfähigen Zustand zu versetzen.

Zum Glück gab es freundliche Menschen, die uns weiterhalfen. Wir waren in Klosters zu Besuch eingeladen und so durfte ich erfahren wie es sich anfühlt, als

Mitten in der Welt – und doch ein Fenster zum Himmel

Gast König zu sein, auch dann, wenn man mit einem nicht allzu würdevollen Geruch vor der Haustüre steht.

So durften meine Kleider schliesslich in die Waschmaschine und anschliessend in den Tumbler.

Eine wunderbare Erfahrung schweizerischer Gastfreundschaft, die mir bis heute in Erinnerung geblieben ist.

Weniger wunderbar dürfte das Erlebnis für meinen Onkel gewesen sein.

Er hatte das betreffende Auto nämlich neu gekauft und warum auch immer nicht mehr besonders lange.

Und über viele Jahre beschlich mich deshalb ein schlechtes Gewissen. Hatte ich mit meiner kleinen persönlichen Katastrophe womöglich einen bleibenden Beitrag zur Geruchsentwicklung im Innenraum geleistet? War das Auto am Ende gar meinetwegen aus dem Familienfuhrpark verschwunden? Der Traktor von damals jedenfalls darf erfahren was echte Treue bedeutet und ist noch immer im Dienst.

Heute bin ich diesbezüglich etwas beruhigter.

Denn Anfang der Neunzigerjahre erschien ein Lied der deutschen Band «Die Prinzen», das den schönen Titel «Mein Fahrrad» trug. Darin bekamen verschiedene Automarken ihr Fett weg. Besonders der Opelfahrer wurde mit dem wenig schmeichelhaften Wort «Popel» bedacht.

Vielleicht war es also gar nicht meine Schuld, dass mein Onkel sein Auto nicht lange behielt.

Vielleicht hatte er einfach den Prinzen zugehört.

Welche Marke sein damaliges Auto tatsächlich hatte, weiss ich allerdings nicht mehr mit Sicherheit. Und deshalb möchte ich auch diesen Verdacht lieber nicht zum historischen Fakt erheben.

Aber immerhin: **Nach über dreissig Jahren könnte ich mein schlechtes Gewissen möglicherweise an eine deutsche Popgruppe abgeben.**

Manchmal braucht Versöhnung eben ihre Zeit und einen guten Sündenbock, der mit etwas unverdienter Schuld auf seinen Schultern kein Problem hat.

Zwei Müllsäcke und eine Sicherheitseinweisung

Wer nun glaubt, dass diese Kindheitserfahrung keine bleibenden Spuren hinterlassen hat, der hätte gestern mit uns im Auto sitzen sollen.

Wir waren auf dem Weg zur Wallfahrt zum Sarner Jesuskind: zwei Ministranten, eine Mutter und ich.

Und ich gebe zu: Neben all den schönen Erwartungen an diesen Tag beschäftigte mich auch eine ganz praktische Sorge.

Hoffentlich wird keinem der Kinder schlecht!

Ich hatte deshalb vorsorglich zwei Müllsäcke eingepackt.

Nicht für den Abfall.

Sondern für den Ernstfall.

Ausserdem bat ich die Mutter mehrmals, den Kindern während der Fahrt möglichst kein Handy nach hinten zu reichen. Denn ich weiss aus eigener Erfahrung, wie unangenehm es werden kann, wenn man während einer Autofahrt zu lange auf einen Bildschirm schaut.

Ob meine Vorsicht angesichts meiner eigenen Kindheitserfahrung vielleicht etwas übertrieben war? Das mag durchaus sein.

Aber ich hatte jedenfalls nicht vor, unterwegs an einem Dorfbrunnen eine spontane Waschaktion durchzuführen.

Die beiden Ministranten bekamen deshalb von mir auch noch eine kleine Sicherheitseinweisung.

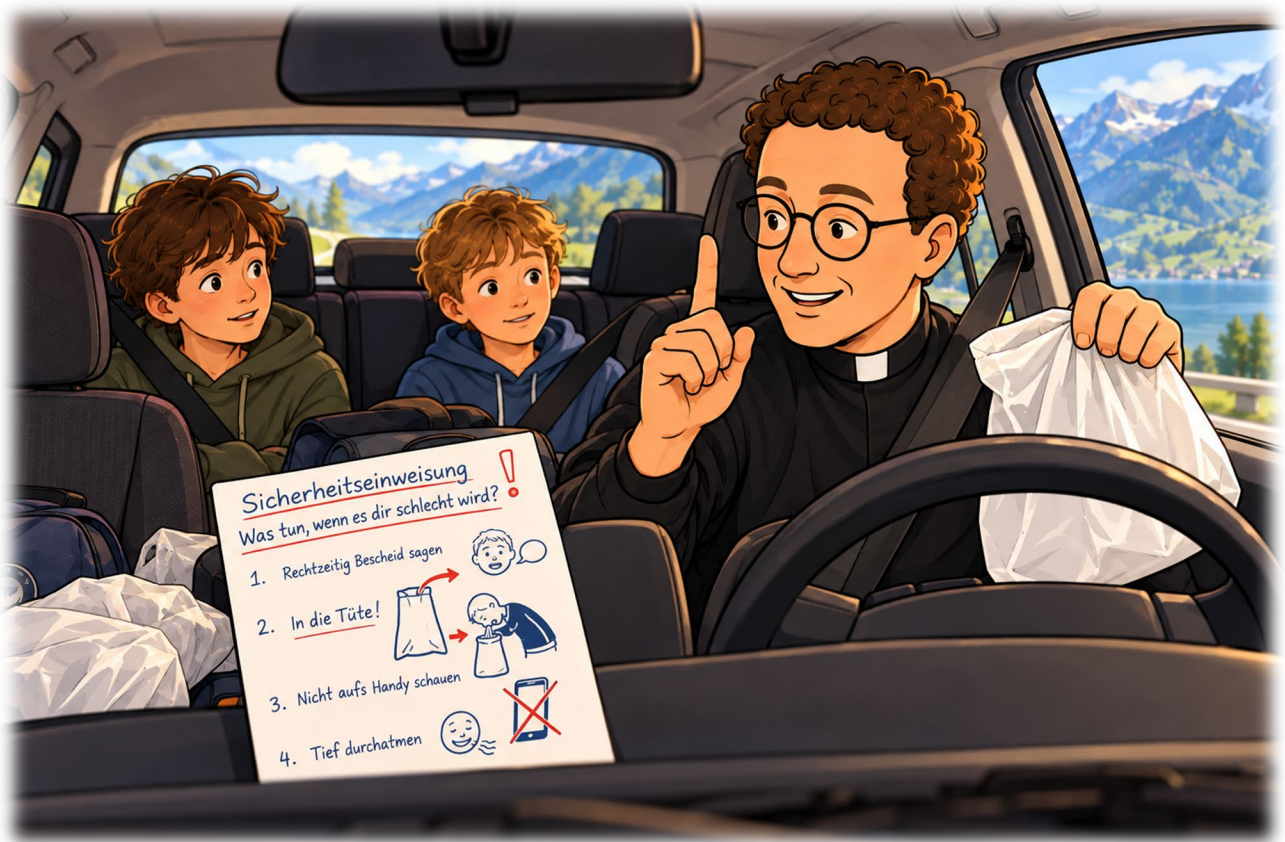
Fast wie vor dem Start eines Flugzeugs.

Nur dass es bei uns nicht um Schwimmwesten, Sauerstoffmasken oder Notausgänge ging.

Sondern um die alles entscheidende Frage, was im Fall einer plötzlich auftretenden Übelkeit zu tun sei.

Die Anweisung war denkbar einfach:

«In die Tüte!»



Ich hoffe, dass die beiden diese pädagogische Massnahme nicht als übertriebene Bevormundung empfunden haben. Immerhin beruhte sie auf jahrzehntelanger persönlicher Erfahrung.

Vielleicht war es gut, dass ich ihnen meine Geschichte aus Klosters erzählen konnte. Denn Kinder sollen ja auch erfahren dürfen, dass Erwachsene nicht immer die souveränen, fehlerlosen Wesen sind, als die sie sich gelegentlich präsentieren.

Manchmal waren auch wir einfach kleine Buben, die das Auto ihres Onkels vollgekotzt haben.

Und manchmal tragen wir solche Erinnerungen noch Jahrzehnte später mit uns herum.

Zum Glück blieben die Müllsäcke gestern unbenutzt.

Eine durchaus erfreuliche Bilanz unserer Wallfahrt.

Verantwortung zwischen Vorsicht und Vertrauen

In diesem Zusammenhang möchte ich mich auch bei meinen beiden Ministranten für eine andere Entscheidung entschuldigen.

Es hätte nämlich noch die Möglichkeit gegeben, in einer virtuellen Welt gegen Geister zu kämpfen. Dieses Erlebnis habe ich ihnen nicht ermöglicht.

Und ich möchte ausdrücklich sagen: **Es lag nicht am Geld.**

Der Grund war vielmehr eine Frage, auf die ich selbst keine ausreichende Antwort weiss: Was machen solche intensiven virtuellen Erlebnisse mit dem Gehirn eines jungen Menschen, das sich noch mitten in der Entwicklung befindet?

Ich weiss es nicht.

Und gerade weil ich es nicht weiss, war ich zurückhaltend.

Natürlich kann man darüber diskutieren. Vielleicht hätte ein solches Spiel den beiden einfach grossen Spass gemacht, ohne irgendwelche negativen Folgen. Vielleicht war der Flug mit dem Birdly Fly auch schon nicht wirklich gesund. Vielleicht war meine Vorsicht übertrieben. Vielleicht hätte ich mich vorher gründlicher informieren sollen.

Ich möchte meine Entscheidung deshalb keineswegs als die einzig richtige darstellen.

Aber ich empfinde es als Teil meiner Verantwortung, nicht alles zu ermöglichen, nur weil es technisch machbar ist und Freude verspricht.

Das gilt für einen Priester ebenso wie für Eltern, Lehrpersonen und alle anderen Menschen, denen Kinder und Jugendliche anvertraut sind.

Manchmal bedeutet Verantwortung, etwas zu erlauben, Neues zu wagen und Vertrauen zu schenken. Manchmal bedeutet sie aber auch, eine Grenze zu ziehen, selbst wenn man sich damit nicht gerade beliebt macht.

Und manchmal muss man später bereit sein, diese Grenze noch einmal zu überdenken.

Vielleicht ist gerade das eine der schwierigsten Aufgaben in der Erziehung:
Kindern Freiheit zu ermöglichen, ohne sie mit allem allein zu lassen, was diese Freiheit mit sich bringt.

Dabei bin ich mir durchaus bewusst, dass auch meine Vorsicht Grenzen hat.

Denn wenn ich ehrlich bin, könnte man fragen, ob der Pfarrer, der gestern mit zwei Müllsäcken, einigen Gebeten und einer ausführlichen Sicherheitseinweisung unterwegs war, seinen jungen Reisegefährten vielleicht ein wenig mehr Vertrauen hätte schenken dürfen.

Möglicherweise.

Aber zumindest haben wir alle die Fahrt gut überstanden.

Und ich durfte wieder einmal erfahren, dass das Zusammenleben mit Kindern nicht nur Freude und schöne Begegnungen bedeutet, sondern auch Verantwortung, Geduld, kleine Auseinandersetzungen und die Bereitschaft, sich immer wieder neu aufeinander einzulassen.

Etwas, das viele Eltern Tag für Tag leisten.

Als Priester bekomme ich davon gelegentlich einen kleinen Eindruck.

Und vielleicht tut mir das ganz gut.

Die Welt mit anderen Augen sehen

Doch zurück zu meinem virtuellen Flug.

Trotz der Übelkeit steckt in diesem technischen Erlebnis für mich ein schönes Bild: die Möglichkeit, die eigene Geschichte einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

Von oben erscheinen die Wege kleiner und manche Hindernisse weniger unüberwindlich, als sie uns unten vorkommen.

Das löst noch keine Konflikte. Aber es kann helfen, den eigenen Standpunkt nicht für die ganze Wirklichkeit zu halten.

Gerade wenn ich an meine früheren Erfahrungen in Alpnach zurückdenke, wird mir das wichtig.

Vielleicht – Ja sehr wahrscheinlich – sehen manche Menschen, mit denen ich damals Schwierigkeiten hatte, unsere gemeinsame Geschichte aus einer ganz anderen Perspektive.

Und vielleicht würde es uns guttun, gelegentlich zu versuchen, die Welt mit den Augen des anderen zu betrachten.

Allerdings hat mich mein etwas unfreiwilliges Ende des Flugvergnügens auch daran erinnert, dass selbst der Perspektivenwechsel seine Grenzen hat.

Wir können uns bemühen, die Welt mit anderen Augen zu sehen. Aber wir können nicht einfach in einen anderen Menschen hineinschlüpfen und seine Erfahrungen vollständig nachvollziehen.

Manchmal geraten dabei sogar unsere eigenen Wahrnehmungen durcheinander.

Und dann ist es ganz gut, wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen.

Denn dort warten die wirklichen Begegnungen auf uns: ein ehemaliger Ministrant, ein Mesmer, Kinder, die lernen, miteinander auszukommen, oder Angehörige, die um einen lieben Menschen trauern.

Menschen, denen wir nicht in einer virtuellen Welt begegnen, sondern in unserer gemeinsamen, manchmal wunderschönen und manchmal ziemlich anstrengenden Wirklichkeit.

Vielleicht ist das auch die Haltung, zu der uns die heutigen Schriftlesungen einladen: **den Blick zu Gott erheben, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren; aufrecht stehen, ohne auf andere herabzuschauen; Verantwortung übernehmen, ohne uns selbst für unfehlbar zu halten.**

Denn Gott sagt zu Kyrus nicht, dass er ihm das Leben abnehmen werde. Er gürtet ihn, gibt ihm Kraft und befähigt ihn, seinen Weg selbst zu gehen.

Vielleicht gehört zur Erfahrung, von Gott gegürtet zu sein, deshalb auch die Einsicht, dass wir nicht überallhin fliegen müssen, um weiterzukommen.

Manchmal genügt es, wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, sich neu zu orientieren und den nächsten Schritt zu wagen.

Und manchmal ist dieser nächste Schritt vielleicht sogar schwieriger als ein virtueller Flug durch die Alpen: einem anderen Menschen auf Augenhöhe zu

begegnen, ihm zuzuhören und gegebenenfalls auch die eigene Meinung zu korrigieren.

Vielleicht ist das die eigentliche Freiheit der Kinder Gottes: nicht immer recht haben zu müssen, nicht alles beherrschen zu können und trotzdem voller Vertrauen weiterzugehen.

Mit oder ohne Gameboy.

Und möglichst ohne Müllsack.

Damit schliesst sich für mich der Kreis zum Bild des Gürtels aus Jesaja. Gott gürtet den Menschen. Er schenkt ihm Halt und befähigt ihn, aufrecht durchs Leben zu gehen. Auch die Kirche braucht eine solche Haltung. Sie soll nicht ängstlich vor gesellschaftlichen Erwartungen buckeln. Aber sie soll sich ebenso wenig hochmütig über die Welt erheben.

Sie darf selbstbewusst von dem sprechen, was ihr heilig ist, ohne andere Menschen abzuwerten. Und vielleicht muss sie lernen, Verletzungen auszuhalten, ohne jede Verletzung sofort in eine Anklage zu verwandeln. Das gilt für die Überzeugungen anderer Menschen genauso wie für unsere eigenen: für ihre Lebensgeschichten, ihre Verletzlichkeit und ihre Würde.

Wer selbst von Gott aufgerichtet wird, braucht andere nicht kleinzumachen. Und wer zu Gott aufschaut, kann seinen Mitmenschen auf Augenhöhe begegnen.

Versöhnt weiterzugehen bedeutet nicht, die Vergangenheit zu verklären oder alles Schwierige zu vergessen. Es bedeutet, aus dem Erlebten zu lernen, dankbar zu bleiben und die Zukunft nicht aus Angst, sondern aus Hoffnung zu gestalten.

Vielleicht weiss ich auch heute noch nicht genau, wohin mich mein Weg einmal führen wird. Aber ich darf darauf vertrauen, dass ich ihn nicht allein gehen muss. Und im Augenblick freue ich mich, ihn hier in Vals gehen zu dürfen.

Joachim Cavicchini · Vals, Oktober 2026